

Anfänge meines Friedensdienstes 585
Mitteilungen der Eugen Rosenstock Gesellschaft
Seite 11.2

„Im Jahre 1910, kurz vor seinem Tod, erließ William James seine berühmte Botschaft ‚The Moral Equivalent of War‘ (Der sittliche Ausgleich für den Krieg). Sie setzte die Idee eines Dienstes für die Menschheit in die Welt. Im Jahre 1913 fand sich in Heidelberg eine Gruppe von ungefähr 20 jungen Leuten, die von William James nie etwas gehört hatten, anlässlich der im Namen Max Webers stattfindenden zwanglosen Aussprachen zusammen, aber ohne daß er selbst dabei war. Diese jungen Männer, unter ihnen Werner Picht, Max Hamburger und ich, studierten und hörten nicht bei Max Weber — er las damals gar nicht —, aber es war der Glanz seines Namens, der sie zusammenführte. Ich wohnte damals in der Stiftsmühle, wo ich meine Habilitationsschrift für Leipzig schrieb.

Werner Picht berichtete über seine Erfahrungen und Eindrücke von Toynbee Hall, dem Londoner Settlement (einer Begegnungsstätte für Arbeiter und Akademiker). Konnte die Kluft zwischen den beiden Nationen Englands, den Armen und den Reichen, durch solch ein Settlement überbrückt werden? Ein Russe, Freund meiner ältesten Schwester — er wurde später, 1919, während des Weißen Terrors in München getötet, nachdem er in die Kämpfe der Münchener Revolution verwickelt worden war; Eugen Leyiné war sein Name — protestierte gegen das britische Rezept. Er sagte, daß das Proletariat revolutionsbereit gemacht werden müsse. In der Diskussion verfocht ich, daß wir Deutsche einen dritten Ausweg finden sollten: Gemeinsamer Dienst würde den Klassenkampf befrieden. Und ich wies darauf hin, daß wir eine Reservearmee von solchen Dienstleuten unmittelbar vor unserer Türschwelle hätten. Da gebe es Tausende von volltauglichen jungen Männern, die wegen geringfügigster körperlicher Mängel nicht zum Heer eingezogen würden und sehr wohl statt dessen ein Jahr lang irgendeinen sozialen Dienst leisten könnten. Ich selbst hätte eine Blinddarmoperation hinter mir, und es sei mir freigestellt worden, ob ich mit diesem Schaden dienen oder zu Hause bleiben wollte. Ich hätte den Dienst im Heer gewählt, aber es gebe gewiß viele andere, die irgendeine soziale Tätigkeit vorgezogen haben würden, wenn sie die Wahl gehabt hätten. Wenn alle jungen Männer und Frauen dienten, würden die Standesunterschiede nebensächlich. In der Diskussion erbot sich ein Teilnehmer, dem Berliner Kriegsministerium solch ein Programm vorzulegen. Der Brief wurde abgesandt.

Ein Jahr später brach der Weltkrieg aus, und ich nahm meinen Plan nun zum aktiven Herresdienst mit und legte ihn meinem alten General vor, zu einer Zeit, als unser Stellungskrieg an der Verdun-Front die Kampfmoral untergrub. Der weise alte General begriff die Sache. Ich erhielt die Erlaubnis, mit ungefähr 15 einfachen Soldaten drei Wochen beim Stabsquartier zusammenzuleben, und das wiederholte sich drei- oder viermal. Bei gemeinsamer Arbeit und im Gruppengespräch wurde während dieser Studientage der bleischwer lastende Stumpfsinn des Grabenkrieges durch eine hochgestimmte Kameradschaft ersetzt. Wir wurden Freunde, wir sprachen uns über unsere Familiennöte aus, wir sprachen über die Kriegsziele, und wir lernten Geschichte. Wir klärten unser Bewußtsein, so gut wir konnten. Jeder von uns erhielt neuen Auftrieb.

Später, nach dem Kriege, waren die Arbeitslager viele Jahre lang sozusagen mein tägliches Brot. Im Jahre 1939 veröffentlichte ich an der Harvard-Universität aus meinem deutschen „Vorleben“ die Erfahrungen mit solcher Art von Arbeitsdienst, und Präsident Roosevelt beauftragte mich mit dem Camp William James, wo ich ein ähnliches Rezept auf das amerikanische Civilian Conservation Corps anwenden

sollte. Das war im Jahre 1939. Der Gedanke, daß Feder und Spaten einander begegnen sollten, war damals noch nicht ganz dreißig Jahre lang im Umlauf. Er ist es noch heute. In den Vereinigten Staaten waren die Arbeitslosen völlig isoliert. Als ich sie 1939 in der Nähe meiner eigenen Wohnung besuchte, fand ich sie völlig demoralisiert, weil man sie dem Kommando eines jungen, gleichfalls arbeitslosen Mannes überlassen hatte, ohne jedes Mittun von seiten der Studenten oder gebildeten Jugendlichen.

Bei dem, was William James sich vorgestellt hatte und was Präsident Roosevelt plante, hatte man die Klassenfrage übersehen. Diese aber war die eigentliche Ursache für das, was nach Abhilfe schrie.“ (Vgl. hierzu die ersten Dokumente in W. Picht und E. Rosenstock: „Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912—1926“, Quelle & Meyer 1926, und Eugen Rosenstock-Huussy: „Dienst auf dem Planeten“, Kohlhammer 1965.)

2. *Otto Polemann* und *Lutz Rössner* räumen in ihrer schönen Schrift „Sprechen und Sprache. Anleitungen zu ihrer Kultivierung“ (Ernst Reinhardt Verlag München/Basel, 1966 S. 168) Rosenstock-Huessys Sprechdenken eine zentrale Stelle ein, indem sie im Mittelteil das Kapitel über die Sprache des Menschengeschlechts aus dem ersten Band der „Soziologie“ von 1956 ausführlich exzerpieren. Man möchte das handliche Buch jedem empfehlen, der es als Lehrer, Leiter einer Jugendgruppe oder in der Volkshochschule mit Anleitung zum freien Sprechen zu tun hat. Die Fülle der aus praktischer Erfahrung geschöpften Anregungen ist erstaunlich und läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Mit Rosenstock sind die Verfasser in Ansatz und Zielsetzung weithin einig: „Das Nur-Gedankliche als entlautetes Sprechen ist diffuser als das sprachlich Formulierte, da sich die Gedanken erst beim Reden allmählich klären und verfertigen“ und: „Es ist sinnlos, politische Bildung des Menschen anzustreben, wenn wir nicht sein Sprechen kultivieren. Nur dann entsteht politische Kultur, nur so ist es möglich, den Rückfall in die sich auf physische Gewalt verlassende Barbarei zu verhindern.“ Zumal folgende Aussagen Rosenstocks erscheinen den erfahrenen Pädagogen als richtungweisend: „Sprache verwandelt dich aus einem namenlosen Geschöpf in einen Träger. Dazu genügt es schon, irgendeinen Namen zu tragen.“ — „Im Sprechen kommt es nicht darauf an, was ich mir denke, oder auch nur, was ich sage, sondern darauf kommt es an, wie wir uns gegenseitig anreden. Wir sprechen gar nicht, wie die Semantiker behaupten, um etwas zu verstehen. Wir sprechen, damit der andere sich versteht durch die Art, wie wir ihn ansprechen, und wir uns selbst durch die Art, wie er uns anredet.“ — „Denn dazu ist das Sprechen in die Welt gekommen, daß deine Vorstellung von mir und meine von dir uns an unsere rechten Plätze im Weltall stellen.“ Aber es liegt im Wesen einer vorwiegend auf Unterricht und Anleitung bedachten Schrift, daß sie sich mit tieferer Analyse der menschlichen Grundsituation nicht befassen kann. „Sprecher und Hörer müssen sich gegenseitig ihrer Lebendigkeit versichern, ehe sie als ein Subjekt irgendwelche Objekte behandeln“ — das ist gewiß richtig und unschwer einzusehen. Aber es bedarf zusätzlicher Bemühung, um sich ständig vor Augen zu halten, daß die Lebendigkeit von Sprecher und Hörer darin besteht, daß sie beide „zeitströmende Trajekte und Präjekte“ sind (vgl. „Sprachliche Partnerschaft im Schulleben“, Ev. Unterweisung 7/8 62).

Die Festschrift für den hannoverschen Landesbischof Hanns Lilje („Verständigung“ hrsg. v. Wolfgang Trillhas 1969) enthält einen lesenswerten Beitrag von *Elfriede*